Zeitschrift: Tec21

Herausgeber: Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein

Band: 128 (2002)

Heft: 20: Der grosse Massstab

Artikel: Brennpunkt "CH" - oder, Die Lust am grossen Massstab: über historische und aktuelle Studien zum Bild der Schweiz

Autor: Beckel, Inge

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-80425

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Inge Beckel

Brennpunkt «CH» – oder: die Lust am grossen Massstab

Über historische und aktuelle Studien zum Bild der Schweiz

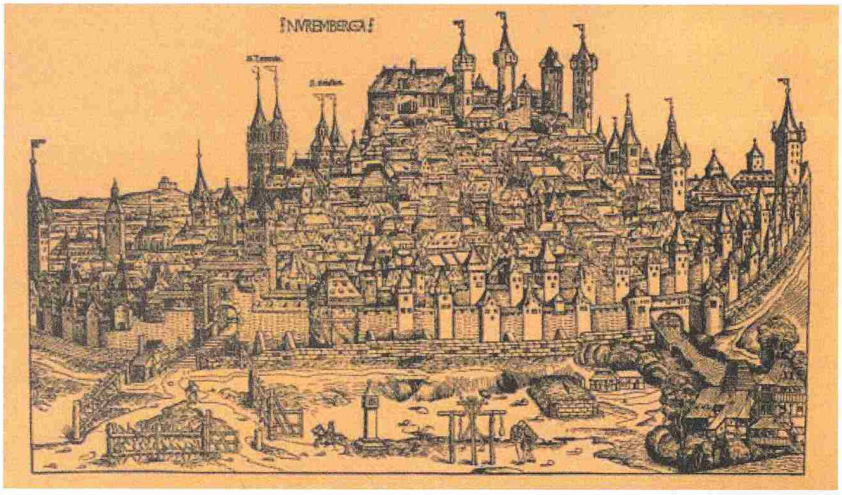
Es geht um die Zukunft unseres Landes – wie soll die Schweiz etwa in dreissig Jahren aussehen? Diskussionen über eine «Stadt Schweiz» – jenen dicht besiedelten Gürtel zwischen St. Gallen und Genf – aber sind nicht neu. Neu hingegen ist, dass sich das «Mittelland» partiell bis in die Alpen hinauf zieht, wird das Berggebiet doch zum «Projektionsraum» städtischer Bedürfnisse: Gefragt sind alternative Tourismuskonzepte und vielleicht vereinzelt gar Mut zum Rückbauen.

Das Thema grossmassstäblicher Studien zur Schweiz ist derzeit sowohl aktuell als auch en vogue. Und dies nicht nur in Fachkreisen; auch Publikumsmedien berichten mehrseitig etwa über die Arbeit des ETH-Studios Basel[1] mit dem Professorenquartett Jacques Herzog, Pierre de Meuron, Roger Diener und Marcel Meili. Oder über die Planungsvisionen des Holländers Winy Maas[2], der Ende Januar von der Stiftung Avenir Suisse zu einem Vortrag ins Zürcher In-Lokal «Toni Molkerei» geladen worden war. Im Februar 2002 stellte dann der Verein Metropole Schweiz eine «Charta für die Zukunft einer urbanen Schweiz»[3] vor. Schon im Dezember 2001 hatte der Bundesrat noch unter dem Vorsitz des Städters Moritz Leuenberger den Bericht über die zukünftige «Agglomerationspolitik des Bundes»[4] verabschiedet.

Ein Land von Städtern und «Agglomeriten»

Im Rahmen der Hochschule erforscht das ETH-Architekturstudio Basel seit Oktober 1999 prägende Strukturen der Schweizer Topografie und ihrer Besiedlung. In der Tradition Aldo Rossis werden Typologien verschiedenster Siedlungsgebiete analysiert, metropolitane Regionen, Freizeitresorts oder so genannt stille Zonen. Die Untersuchungen erstrecken sich von ausgewählten Regionen des Mittellands über die Südschweiz bis in die Alpenregion. Eine der Hauptkritiken des Studios Basel lautet dahingehend, dass die politische Aufteilung der Schweiz in rund 3000 Gemeinden eine übergeordnete, räumlich und funktional klare Schwerpunkte setzende Planung verunmöglicht: jede Gemeinde hat ihre je eigene Wohn-, Gewerbe- und Industrie- und in der Regel sogar eine Landwirtschaftszone. Gleichzeitig wird für eine dezentrale Entwicklung des Landes votiert und somit gegen die einseitige Entwicklung des wirtschaftlichen Zentrums Zürich. Während im Dozententeam wohl zwei Geografen vertreten sind, fehlt unverständlicherweise ein Sachkundiger oder eine Vertreterin aus wirtschaftsnahen Kreisen; dies, obwohl die Erfahrung gerade der letzten Jahrzehnte hinlänglich gezeigt hat, dass steuertechnische oder andere finanzielle und rechtliche Anreize oftmals mehr zur Entwicklung einer Gemeinde beitragen als jede noch so wohlwollende Planung. Fährt man heute beispielsweise von St. Gallen hinauf in die Appenzeller Hügel, fällt die Häufung von Naturheilkundepraxen auf – die Parkplätze vor den stattlichen Häusern voller Limousinen mit Thurgauer oder Zürcher Nummernschildern. Eine Studentenarbeit des Studios zu Appenzell zog wohl Telefonbücher als Quellen alteingesessener Familienstrukturen bei, zum einträglichen sowie raumwirksamen «Sonderfall» Naturheilkunde findet sich jedoch keinerlei Aussage.

Die Stiftung Avenir Suisse unter Führung des erfolgreichen KKL-Managers Thomas Held wurde von der Schweizer Wirtschaft lanciert. Eines der dortigen Projekte befasst sich ebenfalls mit raumplanerischen Fragen zur Entwicklung der Schweiz, vorgesehen ist eine Publikation für das Jahr 2003. Avenir Suisse arbeitet mit verschiedensten Personen und Gremien zusammen; avisiert etwa ist eine solche mit dem bereits erwähnten Winy Maas vom Büro MVRDV[5] aus Rotterdam. Denn die im Vergleich zur Schweiz mehr als doppelt so dicht besiedelten Niederlande bei etwa gleich bleibender Fläche bieten vielfältigste Anregungen, wenn es darum geht, Szenarien zu urbanen Verdichtun-



1
Titelbild-Illustration von «Die Geschichte der Stadt» von Leonardo Benevolo

2
Gerastertes Los Angeles. Aus: Looking for a City in America / s. Anm. 9 (Bild: Dennis Keeley)

3
Plan einer Zwischenstadt, Titelbild des Buches von Thomas Sieverts (s. Anm. 10)

gen sowie Natur- und Erholungsräumen zu skizzieren. Eine der zentralen Thesen Maas' beispielsweise besagt, gewisse Regionen der Niederlande weiter zu verdichten – andere aber bewusst zu entvölkern und zu Nationalparks zu erklären. Ohne hier die Realisierungschancen eines solchen Vorschlags in einer Demokratie erörtern zu wollen, merkt Urs Primas in seinem Beitrag richtig an, dass es hierbei weniger um eine im Detail ernst zu nehmende Planung geht als vielmehr darum, schlummernde städtebauliche Potenziale aufzustöbern und breit zu diskutieren.

Der Verein Metropole Schweiz wurde 1994 gegründet und steht unter dem trikulturellen Präsidium von Michel Bassand, Genf, Fabrizio Fazioli, Bellinzona, und Ursula Rellstab, Zürich. In der Charta des Vereins findet sich die (Gross-)Stadt Schweiz mit ihren 7,1 Millionen Einwohnern auf Platz 26 der weltweit grössten Metropolen – dies zwischen der Grossregion London mit 7,6 Millionen und Chicago mit 6,8 Millionen Menschen. Das Ruhrgebiet liegt mit 6,5 Millionen auf Platz 31; leider fehlt in der Zusammenstellung die holländische Randstadt. Die kosmopolitane Schweiz zählt überdies Leute aus 194 Ländern, und, so heisst es weiter, «fast alle Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz pflegen heute ein städtisches Leben». Auch das bundesrätliche Agglomerationsdossier verweist auf die Mehrheit von 70 % der Schweizer Bevölkerung, die in urbanen und sub- oder periurbanen Regionen leben. Es gilt also inskünftig, nicht nur – wie bisher – Randregionen, sondern auch Städte und Agglomerationen wirtschaftlich zu fördern und die dortigen Lebensbedingungen zu verbessern. Der Bund bejaht zudem ein dezentrales Städtenetz, wo je unterschiedliche Orte unterschiedliche Funktionen wahrnehmen. Gleichzeitig sollen Ressourcen geschont und das Land nachhaltig entwickelt werden, das heisst bestehende Siedlungsräume tendenziell verdichten und Landschaftsräume schützen.

Baudruck

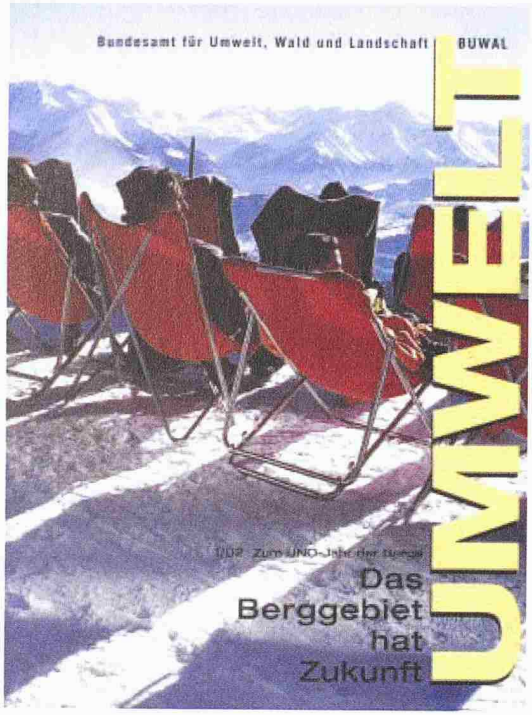
Dies allerdings ist leichter gesagt als getan. Grundsätzlich sind sich alle Gremien und Studien darin einig, dass das Bild einer Schweiz als einem Land der Bauern endgültig der Vergangenheit angehört. Das zeigt sich übrigens auch daran – als Randbemerkung –, dass die politischen Stammlande der Schweizerischen Volkspartei (SVP) nicht mehr primär auf dem Lande liegen, sondern in den städtischen Aussenquartieren und Agglomerationen. Gleichzeitig sind sich alle angeführten Studien darin einig, dass das Bewusstsein der Schweizer und Schweizerinnen noch immer mehrheitlich ländlich geprägt ist – es fragt sich jedoch, ob das im Ausland anders ist.

«Baudruck», wie sich Fachleute aus den Bereichen Landschaft, Landschaftsschutz und Forstwirtschaft ausdrücken, kennt die Schweiz schon seit über 100 Jahren. Im Zuge einer forcierten Industrialisierung im ausgehenden 19. Jahrhundert wuchsen einerseits Stadtbevölkerungen und mit ihnen die Städte, anderseits benötigten Fabriken zunehmend grosse Areale für Produktion und Lagerung ihrer Güter. Die Dörfer, Städtchen und Städte besonders des Mittellands rückten näher zusammen, die dazwischen liegenden Grünzonen wurden allmählich kleiner oder jedenfalls zerstückelt. Schon in der Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg, im Jahre 1932, hielt der Architekt Armin Meili einen Vortrag vor dem Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein (SIA) zum Thema einer dezentralisierten Grossstadt Schweiz; auch später kam er immer wieder auf das Thema zurück, so etwa in einer Artikelserie in der «Neuen Zürcher Zeitung» im Juli 1941.[6] Zurück aus Amerika prangerte Architekt und Schriftsteller Max Frisch bekanntlich die Kleinteiligkeit der schweizerischen Planung an. Sinnbildlich portierte er, zusammen mit Lucius Burckhardt und Fred Koetter, anstelle der dannzumal bevorstehenden ephemeren Expo 64 in Lausanne die Idee einer Stadtneugründung nach den Grundsätzen der architektonischen Moderne. Während aber Frisch die Planung einer neuen Stadt auf der grünen Wiese forderte, hatten sich die Vordenker unter den Urbanisten bereits wieder der bestehenden Stadt zugewandt und studierten alte Stadtkerne und Innenstädte, damals als «the core of the city» apostrophiert: eine frühe Rückbesinnung auf vorgefundene Strukturen und deren mögliche Verdichtung.[7]

Ungeachtet der Voten von Frisch oder der Experten nahm die Zersiedelung der Landschaft – das Ausgreifen der Bauzonen in ihr Umland – im In- und Ausland zu. 1973 publizierte der Schweizer Architekt Rolf Keller «Bauen als Umweltzerstörung», ein Buch mit grossformatigen Schwarzweissbildern über die Bausünden der Boomjahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Aus demselben Jahr datiert «Alle Jahre wieder saust der Pressluft-hammer nieder – oder: Die Veränderung der Landschaft», worin der Autor und Zeichner Jörg Müller in sieben Bildern die Metamorphose einer ehemals ländlichen «Idylle» (1953) in eine Industriezone (1972) nachzeichnet. Und wie die letzte Volkszählung von 2000 gezeigt hat, setzt sich dieser Trend trotz aller gegenteiligen Planungen und Bemühungen ungehindert fort, werden doch pro Tag elf Hektaren Kulturland verbaut. Anlass genug für die «Sonntagszeitung» zu einem Artikel mit dem Titel «Wir haben Mist gebaut»[8], den sie mit den dreissig Jahre alten Bildern Müllers illustrierte.

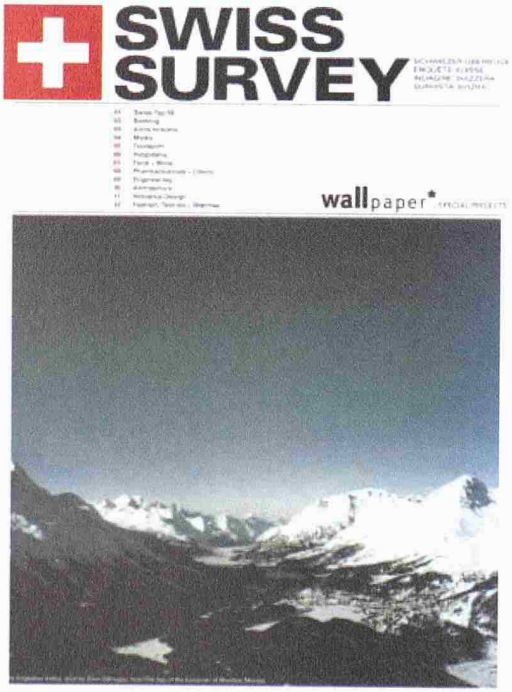
Kampf der Stadtmodelle

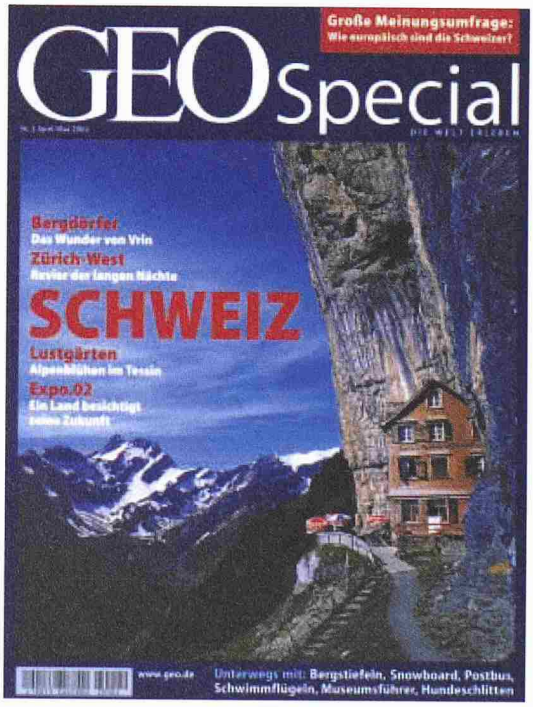
Kulturlandverlust, Zersiedelung; die negativ besetzten Begriffe suggerieren bewusst oder unbewusst das Bild von zunehmend dünn besiedelten, weit ins (freie) Land ausgreifenden Baugebieten – seien es Einfamilienhauszonen mit ihren weit verzweigten Erschliessungsstrassen oder Industrie- und Lagerhallen. Der Kampf gilt städtebaulich wohl letztlich Los Angeles, dem endlosen, fast homogenen Teppich von einzeln aufgereihten, in der Regel kleinen Bauobjekten, nach Strassen gerastert und oft Autostunden voneinander entfernt. In seinem Aufsatz «Looking for a City in America» schrieb André Corboz, «Americans have a collective horror of the city center»[9] und stellte nüchtern fest, dass kaum eine Postkarte von L. A. «downtown» zeige. Es gebe zwar Gebiete erhöhter Konzentration in L. A., doch diese seien letztlich nichts weiter als Störungen im städtischen Gewebe und keine eigentlichen «cores».



4, 5 und 6

Titelbild des Magazins «Umwelt» des Buwal zum Uno-Jahr der Berge mit im Vordergrund sonnenhungrigen Touristen in Liegestühlen (oben) sowie die Titelbilder der Spezialausgabe zur Schweiz von «Wallpaper», genannt «Swiss Survey», mit einem klassischen Alpenpanorama von Muottas Muragl aus gesehen (unten links), und von «Geo-Special» mit der Appenzeller Ebenalp (unten rechts)





Was aber ist eine Stadt? Nach dem neuesten DTV-Lexikon (1999) ist eine Stadt eine «nach der Einwohnerzahl grössere Siedlung mit geschlossener Bebauung, hoher Bebauungsdichte, Arbeitsteilung der Einwohner und mit Anziehungskraft auf ihre Umgebung». Aber auch: «Vielfach sind heute geografisch und statistisch die Grenzen einzelner Städte nicht mehr erkennbar.» Also: auf der einen Seite *hohe Dichte und geschlossene Bebauung* – ein Urbild von Stadt, das wohl in den meisten (europäischen) Köpfen noch immer als das im Grunde gültige Stadtmodell fungiert und etwa mit einer nordeuropäischen Stadt des Mittelalters oder auch einer italienischen der Renaissance verglichen werden kann. Auf der andern Seite *nicht länger erkennbare Stadtgrenzen*, also eben jene oft angeprangerten Ausuferungen oder Verschmelzungen mit Nachbargemeinden. Die Schweiz kennt beides, kompakte Stadtkerne wie jene von Aarau, Bern oder Chur, und Einfamilienhaussiedlungen, Gewerbezonen oder Einkaufszentren mit geringer Dichte, hohen Strassen- und Parkierungsflächen, meist am Rande oder ausserhalb des Hauptorts gelegen. Wir alle kennen Fälle von Zersiedlungen und wissen gleichzeitig, dass sich etwa zwischen Zürich und Bern äusserst ländlich geprägte Landstriche finden. Der Kampf um die «richtige» Wahrnehmung unseres Umlands lohnt kaum – Überlegungen über adäquate Stadträume sehr wohl. Touristiker, Stadtreisende, Ein- oder Zweipersonenhaushalte sowie Fussgänger bevorzugen eher die Zentren; Familien, Bauern, Kleingewerbler und Einkaufsketten die Ränder: Zusammen erst machen sie das Mittelland oder die (Gross-)Stadt Schweiz aus.

Der Stadtplaner Thomas Sieverts prägte für das deutsche Ruhrgebiet den Begriff Zwischenstadt; sein gleichnamiges Buch «handelt von der Auflösung der kompakten historischen europäischen Stadt und von dem Umgang mit einer ganz anderen, weltweit sich ausbreitenden neuen Stadtform: Der verstädterten Landschaft oder der verlandschafteten Stadt».[10] Sieverts versteht dies allerdings nicht als Plädoyer für die Zersiedelung, sondern als Analyse des Status quo. Darauf aufbauend müsse es nun vielmehr darum gehen, diesen kaum Orientierung bietenden «Nichtorten» innerhalb der Zwischenstädte wieder ein je spezifisches Gesicht zu geben, wodurch Einheimische und Ortsansässige – Menschen sowie Wirtschaftstreibende – die Möglichkeit erhalten, sich mit dem persönlichen Lebensumfeld identifizieren – und sich folglich vom benachbarten unterscheiden zu können. Menschen brauchen offensichtlich Grenzen; denn, werden letztere an einem Ort niedergerissen, errichten sie in der Regel an anderer Stelle neue, so dargestellt im Film «Die leere Mitte»[11]. Sieht man sich die politische Karte Frankreichs nach der Ausmarchung der beiden Präsidentschaftskandidaten vom April an, so zeigt sich irritierenderweise, dass kein einziges Departement an der Westküste – gegen den Atlantik – mehrheitlich für Le Pen stimmte, dass demgegenüber das gesamte Grenzland gegen Osten – also gegen Belgien, Luxemburg, Deutschland, die Schweiz und Italien – entgegengesetzt votierte! Im Weiteren gilt wohl auch, dass, identifiziert man sich mit einem Ort, man dessen Standortqualitäten viel präziser benennen und somit glaubwürdiger promoten kann, etwas heute für Regionen sowie Nationen Überlebensnotwendiges, will man sich im Wirtschaftsraum namens «Globus» behaupten. Für die Schweiz mit ihren eher bescheidenen rund 41 000 km² Gesamtfläche aber ist sicherlich genauso wichtig, dass kein engstirniger «Kantönligeist» überhand nimmt, sondern dass sie sich international vielmehr als Gesamtheit präsentiert – und später Rechte und Pflichten nach föderalistischen Kriterien sowie nach den Stärken der Regionen verteilt.

Komplementärraum Alpen

Hauptaugenmerk all der vorangegangenen Betrachtungen ist das Mittelland. Doch, wie der Geograf Manfred Perlik[12] untersucht hat, gehören gewisse Bereiche des Alpenraums längst zum Mittelland, ist Letzteres gar nicht mehr ohne den Komplementär- oder Erholungsraum «Berge» zu denken. Oder, wie Matthias Stremlow vom Buwal es ausdrückt, werden aus der Fremdperspektive der nicht in den Bergen Wohnenden die Alpen verstärkt «zum Projektionsraum für die sich wandelnden Bedürfnisse einer städtischen Gesellschaft».[13] Sieht man sich das Magazin des Buwal vom Februar 2002 zum Uno-Jahr der Berge denn auch genauer an, findet man nicht Abbildungen einer «heilen» Natur- und Bergwelt; nein, vielmehr zeigen etwa die Fotografien von Nicolas Faure in schwarzes Leder gepackte Töfffahrer vorm Aletschgletscher, Individualtouristen vor dem Stand «Bazar Tabacs» auf dem Grossen Sankt Bernhard oder eine Kolonne von gipfelstürmenden Mountainbikern im Val d'Hérens. Dies ganz im Gegensatz etwa zur Spezialnummer «Swiss Survey» von «Wallpaper», deren Front ein Luftbild des Oberengadins ziert: verschneite Berge, gefrorene Seen, bewaldete Täler. Oder das an die Felswand der Appenzeller Ebenalp gelehnte Gasthaus «Aescher», das Titelbild von «Geo-Special». Der zwangsläufig reduzierende Blick von aussen gehorcht also nach wie vor dem Schweizer Klischee einer mächtigen und heroischen Bergwelt; der sehr viel differenziertere Blick von innen demgegenüber reflektiert – durchaus vor einer faszinierenden Kulisse im Hintergrund – den Status quo kritisch-ironisch.

Unbestritten ist: Der Alpenraum will gepflegt sein – durch Bauern, Touristiker, Baufachleute, durch uns. Die Alpen sind vielerlei: ehedem Réduit, stets gigantisches Wasserreservoir oder Scheitelpunkt von Flüssen und damit von Kulturen. Doch wie? «Es gibt Berechnungen, wonach es in gewissen Gebieten billiger wäre, den Bewohnern ein Haus im Unterland zu bezahlen als die Schutzmassnahmen gegen Naturgefahren zu finanzieren.»[14] In dieselbe Richtung zielte wohl der Extrembergsteiger und grüne Politiker im Europaparlament Reinhold Messner, als er vorschlug, über 2200 m ü. M. absolut nichts mehr zu erschliessen; wer höher hinauf will, soll dies aus eigenen Kräften tun.[15] Anderseits lehnten die Anrainer des Schweizer Nationalparks dessen Vergrösserung ab, ihre Bedenken galten vor allem eingeschränkten wirtschaftlichen Nutzungsmöglichkei-

ten. Gleichzeitig beobachten wir zusehends schneeärmere Winter. Inskünftig werden wohl – dies ungeachtet politischer Mehrheiten – vermehrt alternative Tourismuskonzepte gefragt sein: Welche (Natur-)Erlebnisse sind neben Ski fahren, Riverrafting oder Bungee-Jumping denkbar? Nennenswert ist vor diesem Hintergrund auch der (sich eher im Unterland abzeichnende) Trend so genannter Waldkindergärten, wo Kinder ganze Tage, ungeachtet des Wetters, draussen verbringen.

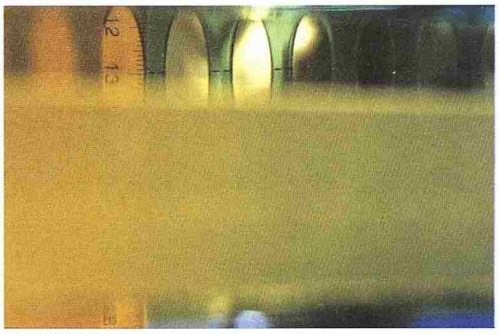
Derlei Nutzungs- und Entwicklungskonzepte sind wichtig. Wenn es aber um die räumliche Zukunft unseres im internationalen Vergleich eher dicht besiedelten Landes geht, muss irgendwann auch ein anderes Tabu gebrochen werden: das Tabu des *Rückbauens*, also des Abreissens von leer stehenden oder nicht länger notwendigen Bauwerken – im Hoch- und im Tiefbau: Wird in der Schweiz heute eine Brücke den Belastungen nicht mehr gerecht, wird nebenan oder – je nach der Topografie – darüber oder darunter eine neue Brücke gebaut; die alte aber wird nicht abgerissen – sie wird (teuer) saniert. Der Kanton Graubünden will vom Bund verlangen, jene militärisch nicht mehr genutzten Anlagen und Immobilien, die keiner neuen Nutzung zugeführt werden konnten, abzubauen und das anfallende Material zu entsorgen. Entsprechend sollten im Bereich Infrastruktur «überholte» Streckenabschnitte demontiert und der frei werdende Raum wieder der Landschaft übergeben und im Hochbau keine neuen Bauzonen ausgeschieden – überzählige eher rückgeführt[16] –, sondern primär bestehende Substanz ersetzt respektive mit ihr um- und weitergebaut werden.

Anmerkungen

1 Vgl. «Die Weltwoche» vom 27. März 2002, S. 17/19, und «NZZ am Sonntag» vom 7. April 2002, S. 101.
2 Hierzu «Die Weltwoche» vom 6. September 2001, S. 40, und vom 7. Februar 2002, S. 13/15.
3 Zu beziehen beim Verein Metropole Schweiz, Affolternstrasse 123, 8050 Zürich.
4 «Agglomerationspolitik des Bundes.» Bericht des Bundesrates vom 19. Dezember 2001. Auch in: «Collage». Zeitschrift für Planung, Umwelt und Städtebau. Nr. 1/2002.
5 Vgl. Beitrag von Urs Primas in der vorliegenden Nummer oder früher SI+A. 32/1998. S. 4–11.
6 Vgl. u.a. Karin Gimmi und Michael Burckhardt (Hrsg.): Meili, Mailand und das Hochhaus. Das Centro Svizzero di Milano 1949–52. Zürich 2002 (erscheint demnächst im gta Verlag).
7 Vgl. Inge Beckel: Alte und junge Meister – und ihre Kritiker. Zur Rezeption von Schweizer Architektur im internationalen Kontext. In: SI+A. 37/1998. S. 13–18.
8 «Sonntagszeitung» vom 27. Januar 2002, S. 17–19.
9 Looking for a City in America: Down These Mean Streets a Man Must Go ... An Essay by André Corboz. Photographs by Dennis Keeley. Santa Monica 1992. S. 46.
10 Thomas Sieverts: Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Braunschweig/Wiesbaden 1998. S. 7.
11 Hito Steyerl (Berlin): Die leere Mitte. BRD 1998, 16 mm, 62 Min.
12 Manfred Perlik: Alpenstädte – Zwischen Metropolisation und neuer Eigenständigkeit. Diss. Bern 2001.
13 Matthias Stremlow: Die Macht der Alpenbilder. In: Magazin «Umwelt» des Buwal. 1/2002. S. 24.
14 Das Berggebiet hat eine Zukunft: In: s. Anm. 13. S. 8.
15 Interview mit Reinhold Messner. In: «Weltwoche» vom 8. November 2001. S. 66.
16 Interview mit Martin Bertschi zum Artikel 15 lit.b RPG, unter anderem darüber, dass die in der Schweiz ausgeschiedenen Bauzonen zu gross sind; demnächst in tec21.

STANDPUNKT

Michèle Büttner



2084

Zürich, Bern, Basel, Luzern, St.Gallen und Genf sind eingemeindet in die Grossstadt «Schweiz». An den Wochenenden fährt man ins Grüne, in den Freizeitpark «Alpen»; am Feierabend geht man joggen im Wald, an dessen Eingang man zwei Franken fünfzig für das Eintrittsbillett bezahlt – es gibt selbstverständlich auch einen Jahrespass (ähnlich dem Museumspass), der für alle Wälder in der Schweiz gültig ist. Die Bauern haben alle eine Weiterbildung in «Landschaftsästhetik» absolviert und pflanzen hier ein bisschen Hochstamm, dort ein bisschen Hecke.

Mögliche Entwicklung oder absurde Vision? Über zwei Drittel der Schweizer Bevölkerung leben heute in Städten und Agglomerationen und pflegen einen urbanen Lebensstil. Es sind denn auch die periurbanen Gebiete, die gemäss Volkszählung im Jahre 2000 den grössten Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen hatten. Die Folgen sind hinlänglich bekannt: Zersiedlung der Landschaft und Kulturlandverlust. Verschiedene Gruppierungen haben sich nun Gedanken zu einem neuen Stadtbild der Schweiz gemacht, wie der Übersichtsartikel «Brennpunkt ‹CH› – oder: die Lust am grossen Massstab» von Inge Beckel zeigt. Der Verein «Metropole Schweiz» etwa fordert dazu auf, nicht mehr länger ländlichen Klischees nachzuhängen, sondern die Schweiz als eine Metropole mit fünf städtischen Polen zu betrachten. Mit der zunehmenden Zersiedelung und der wachsenden Verstädterung der Schweiz wandeln sich auch die Ansprüche an die Landschaft (Landschaft hier als Gegensatz zur Stadt verstanden). Anhand des Waldes kann man diese Veränderung sehr gut verfolgen. Früher lediglich Ort der Holzproduktion, sind Wälder heute zusätzlich Erholungsraum und Naturschutzreservat. Es prallen also verschiedene Nutzungsansprüche aufeinander, die nur zum Teil miteinander koordiniert werden können. Das Buwal hat erkannt, dass eine bessere Zusammenarbeit zwischen Wald- und Landschaftspolitik notwendig ist, obwohl das Waldgesetz erst seit 1993 in Kraft ist und damals in der Vernehmlassung des Langen und Breiten diskutiert wurde. Aus diesem Grund lancierte das Buwal das «Waldprogramm» als politisches Handlungsprogramm (einzusehen unter www.waldprogramm.ch). In einem partizipativen Prozess arbeiten Interessenvertreter des Waldsektors, aber auch anderer relevanter Sektoren mit, um gemeinsam den gewünschten Waldzustand im Jahre 2015 zu formulieren.

Alle Parteien diskutieren also intensiv über die Zukunft der Landschaft. Wenn man nun davon ausgeht, dass sich Stadt und Land immer mehr ineinander verzahnen und je länger, je weniger auseinander zu halten sind, wäre es sinnvoll, sich einmal grundsätzliche Gedanken zu machen über unsere Vorstellungen einer zukünftigen Landschaft. Wie soll diese aussehen? Was ist eine «schöne» Landschaft? Wie viel Landschaft wollen wir und wo? Nicht zuletzt stellt sich auch die Frage nach der Finanzierung: Wer bezahlt wie viel für welche Leistung? Entscheidet man sich für den Weg über Subventionen oder für das Eintrittsbillett am Waldrand?

Urs Primas
6 Analyse, Entwurf – Propaganda
Städtebau im Zeitalter der Kommunikation

Inge Beckel
15 Brennpunkt «CH» – oder: die Lust am grossen Massstab
Über historische und aktuelle Studien zum Bild der Schweiz

Hans-Georg Bächtold
23 Trinationale Agglomeration Basel
Grenzüberschreitende Raumentwicklung: von der Sektorenstadt zur trinationalen Agglomeration

38 Magazin
Trix und Robert Haussmann von A bis Z

Rechtsmittel gegen Mobilfunkantennen